

Der Schlüssel

Autor(en): **Günther, Frank**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **50 (1924)**

Heft 45

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-458664>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MODERIEF

Aus Paris berichtet man:
Modeneuerung ist namhaft,
Damen werden oben schamhaft,
Auschnitt ist schon abgetan.
Enggeschlossen sind die Blusen,
So am Rücken wie am Busen,
Hoch bis in den Hals hinan.

Doch gespart wird wie noch nie:
Diesmal kommt der Jup gelegen,
Man verkürzt ihn ganz verwegen
Bis auf Handbreit ober'm Knie.
Strümpfe trägt man riesig feine,
Und beim Sitzen kreuzt die Beine
Heut' die Maid des „dernier cri“

Nach Paris, da richtet sich
Auch hier z'Bärn das Modelleben,
Und wir werden auch erleben
Kurzen Jup ganz sicherlich.
In die Lauben, streng und gotisch,
Kommt dann etwas mehr erotisch
Auch ein „Weltstadt-Fäulnis-Stich“.

Bränschen

Der Schlüssel

Von FRANK GÜNTHER

Das Seltsamste an diesem phantastisch-altertümlichen Hause, in das mich meine Reise geführt hat, ist nicht die steinerne Wendeltreppe, ist keineswegs das Golem-Giebel-fenster meines Zimmers, ist nicht einmal die Einwohner-schaft dieses lebenden Panoptikums, sondern — der Haus-schlüssel. Als mir die Wirtin bei meiner Ankunft den Schlüssel überreichen wollte, griff ich blitzschnell nach der hinteren Hosentasche. (Ich brauche das nicht zu erklären: es ist der weltliterarisch berühmte Griff nach dem Brow-ning. Ich hatte zwar keinen bei mir, aber ich tat jeden-falls höchst eindrucksvoll so, als hätte ich mindestens eine Reiterpistole, Kaliber dreißigjähriger Krieg, dort stecken.) Ich hatte nämlich vermutet, diese ehrenwerte Frau wollte mir ein Stück Eisen, das sie zweifellos in der Hand schwang, über den Kopf schlagen. Es gibt ja heutzutage so viele verschiedene Arten der Verständigung. Aber nein, — es war der Haus Schlüssel, den sie mir überreichen wollte. Er war ungefähr 20 cm lang, hatte einen Bart, gegen den der Rabindranath Tagore's wie ein Rasierpinsel er-scheinen mußte, und wog zirka 2 Pfund. Ich wollte ihn erst an einer Kette um den Hals tragen. Aber schon bei dem ersten Versuch schlug ich mir zwei Rippen ein. Dann steckte ich ihn in eine Hosentasche. Aber er rutschte ohne Aufenthalt glatt durch das Futter und kam unten mit eleganter Wucht auf meinem großen Zeh' an. Ich ver-zweifelte. Ich wäre einfach täglich abends vor Torschluß schon nach Hause gekommen, wenn mich mein abend-füllender Beruf nicht daran gehindert hätte. Am ersten Tage also ließ ich mir den Schlüssel durch einen Dienst-mann nachtragen. (Es war ein sehr origineller Aufzug. Wir wurden vierzehn Mal für illustrierte Zeitungen photographiert.) Nachdem aber der Dienstmann am Abend für diese kleine Gefälligkeit meine halbe Monatsgage li-quidiert hatte, schien mir eine andere Lösung geboten. Ich ließ also in meine Hose an Stelle der rechten Tasche einen vernickelten Behälter einlöten. Da hinein kam der Schlüs-sel. In die linke Hosentasche tat ich zwei Pfund Sand, um das Gleichgewicht zu behalten. Dann ging ich aus.

An der zweiten Querstraße schon fiel mir auf, daß ein Trupp Menschen mir folgte, der ständig wuchs. Ich blieb vor einem Schaufenster stehn. Alles scharte sich um mich. Ich ging weiter. Alles folgte. An der nächsten Ecke stand ein Polizist. Einige von den Leuten liefen zu ihm. Sie gestikulierten lebhaft und schrien auf ihn ein. Und schon nahte er. Er musterte mich streng von oben bis unten, dann faßte er in meine vernickelte Hosentasche und zog den Schlüssel hervor. Er verlangte Namen, Adresse und besondere Merkmale von mir und murmelte schließ-lich etwas von „verbotenem Waffentragen“. Endlich be-griff ich. Ich wollte den Schlüssel legitimieren, aber das

Hohngelächter der Menge übertönte mich. Man ließ mich stehn.

Als ich am Abend ohne Schlüssel nach Hause kam, hockte ich mich in den Hauseingang, um den nächsten Morgen und das Strafmandat zu erwarten. Ich muß wohl eingeschlafen sein. Ich erwachte am Morgen durch markerschütterndes Kindergeplär. Ich rieb mir die Augen. Ich lag in einem Bett, das heißt, ich lag nur mit den mittleren Gegenden darin, der Kopf und die Beine hingen oben und unten über den Rand. Rechts und links standen Reihen mit eben solchen Betten, und in jedem ein brüllen-des kleines Kind. Jedes hatte eine Nummer. Ich war No. 472. Ich schloß die Augen wieder und kniff mich ins Bein, oder vielmehr dahin, wo ich in dieser unglücklichen Lage heran konnte. Ich hatte jedenfalls geträumt. Als ich langsam die Augen wieder öffnete, war ich immer noch No. 472. Ich kletterte aus dem Bett. Meine Kleider lagen auf einem Stuhl daneben. Ich zog mich fieberhaft an. Kein Mensch ließ sich sehen. Ich war allein mit ein paar hundert brüllenden Kindern. Ich stürzte aus dem Saal, kam an eine Treppe, sprang in langen Sägen herunter und stand vor einer Tür mit der Aufschrift: „Städtisches Findelhaus. Büro.“ Ich ging hinein. Dort saß ein Mann am Schreibtisch. Bevor er noch ein Wort sagen konnte, schleuderte ich ihm einige Duzend Beamtenbeleidigungen entgegen (was immer noch billiger war als ein halbes Pfund Butter). Man hätte mich nachts hier eingeliefert, sagte er, das andere ginge ihn nichts an. Aber — er verzog sein Gesicht zu einem satanischen Grinsen — da es sich ja nun herausstellte, daß ich gar kein richtiges Findelkind sei, so hätte ich für diesen Aufenthalt die tarifmäßige Ge-bühr zu entrichten. Und er überreichte mir eine Rechnung. Ich verglich sie im Geiste mit meiner Rechnung für die erste Nacht im Monopol-Hotel und bereute, nicht den gan-zen Monat im Hotel geblieben zu sein. Ich warf das Geld auf den Tisch und stürzte davon.

Zu Hause lag das Strafmandat auf dem Schreibtisch und die Mitteilung, daß der Schlüssel beschlagnahmt sei. Meine Wirtin verlangte Schadenersatz. Ich bezahlte ihr den Schlüssel; sie kaufte sich davon ein neues Kleid. Denn sie geht abends nicht aus und braucht keinen Schlüssel.

Ich habe an meinem Golemfenster eine Strickleiter angebracht und klettere jede Nacht die zwei Stockwerke außen an der Hauswand herauf. Wie ich erfahren habe, hat die Nachbarschaft mich bereits verschiedene Male wegen Einbruchs angezeigt. Ich gelte Augenblicklich hier als der beste „Fassadenkletterer“.

Allen meinen Freunden und Bekannten ein herzliches Lebewohl! Ich erwarte bereits in den nächsten Monaten meine Verhaftung.